



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Berlin. — Die Kammern haben sich bis zum 4. Januar vertagt, ohne daß ihr bisheriges dreiwöchentliches Zusammensein durch irgend eine wichtige Debatte bezeichnet wäre. Allerdings haben die Commissionen ihre Berichte über die eingegangenen Anträge und Vorlagen vorbereitet; es ist aber doch ein trauriger Beleg für die geringe Bedeutung der preussischen Vertretung in einer Frage, bei der das Wohl und Wehe dieses Landes nicht weniger betheiligt ist, als das des ganzen Welttheils, daß dieselbe auf jede Kundgebung darüber verzichtet und damit thatsächlich der ministeriellen Theorie sich unterworfen hat, daß die auswärtige Politik nicht vor das parlamentarische Forum gehört.

Die letzte Woche hat inzwischen die Entscheidung einer An gelegenheit gebracht, die für das Verfassungsleben Preußens von der einschneidendsten Wichtigkeit ist, bei der das Beste auf dem Spiele stand, was durch die Engpässe der Detroyirungen, Revisionen und Maßregelungen von unsern constitutionellen Institutionen sich hindurchgerettet hat: die Freiheit und Unantastbarkeit der Tribüne. Das Obertribunal hat fast einstimmig die Appellation der Staatsanwaltschaft in der Klage gegen den Abgeordneten Aldenhoven, die von den rheinischen Gerichten bereits in erster und zweiter Instanz zurückgewiesen war, verworfen. Es hat hierbei die von dem Appellationsgericht in Köln bereits aufgestellten Motive adoptirt, wonach der bezügliche Paragraph der Verfassung, der die Abgeordneten für ihre in der Kammer ausgesprochenen Meinungen für unverantwortlich erklärt, überhaupt jedes in der parlamentarischen Debatte gefallene Wort außer den Bereich der Klage stelle, da eine Unterscheidung zwischen Meinungen und „Aeußerungen“ juristisch nicht statthaft sei. Durch eine solche Unterscheidung hatte bekanntlich das Ministerium die Verfolgung des Abgeordneten Aldenhoven mit der Verfassung in Einklang bringen wollen, und die mit dem Bericht darüber beauftragte Commission der zweiten Kammer hatte sich mit großer Mehrheit derselben angeschlossen. Wir fühlen uns in der That nichts weniger als solidarisch mit den Fractionen der Rechten, aber bei der Erwähnung jenes Berichtes können wir uns in dem Gedanken, daß diese Männer Preußen sind, des Gefühls bremender Scham nicht erwehren. Daß die Minister, im Eifer persönlicher Gereiztheit und eines falsch verstandenen Gouvernementalismus die Unverletzlichkeit der parlamentarischen Rede hinweginterpretiren wollten, mag hart beurtheilt werden, aber es ist menschlich: daß sich aber Abgeordnete fanden, die, eine an und für sich unmögliche Auslegung annehmend, das kostbarste Vorrecht des Parlaments, das ihrem Schutze anvertraut war, in den Staub warfen — ist nicht mit Worten zu benennen, die hier wiedergegeben werden könnten. Die Kammer ist im vorigen Jahre nicht mehr zum Beschluß über den Bericht ihrer Commission gekommen und wir wissen nicht, ob nicht vielleicht Grund vorhanden, sich dazu Glück zu wünschen. Jetzt haben die Gerichte die Unverletzlichkeit der Tribüne gerettet, die bedroht schien von Seiten derer, für die sie geschaffen ist. Es wäre unbillig, nicht mit gerechtem Stolge bei diesem Anlaß auszusprechen, daß der preussische Richterstand noch nicht den Traditionen entfremdet ist, die einst vor 80 Jahren in Paris die Aeußerung fallen ließen: „Il a des juges à Berlin.“ Wir getrauen uns freilich nicht vorherzusagen, welche Wirksamkeit im Laufe einer halben Generation die jetzigen Disciplinargesetze haben könnten. Heute jedoch dürfte

Grenzboten. I. 1854.

mancher Franzose bei der Kunde der Entscheidung des Obertribunals im Vergleich mit dem Verhalten des französischen Cassationshofs in der Brieferebrechungsfrage schmerzlich ausrufen: „Es gibt noch Richter in Preußen!“

In der ersten Kammer hat die Fraction Stahl den Antrag eingebracht, den ehemaligen Reichsunmittelbaren die ihnen völkerrechtlich vom deutschen Bunde zugesicherten und nach dem März 1848 entzogenen Rechte zurückzugeben. Als Motive wurden angegeben, dies sei eine Forderung des Rechtes und nothwendig zur Completirung der jetzigen ersten Kammer oder Neubildung der in der vorigen Session beschlossenen. Ob Herr Stahl und seine Freunde mit diesem Antrage dem Ministerium secundiren, oder, wie Manche meinen, nur der Ausführung des ihnen bekanntlich höchst mißliebigen Gesetzes über Umänderung der ersten Kammer, Schwierigkeiten und Verzögerungen in den Weg legen wollen, muß die Folge zeigen. Die Rückerstattung sämmtlicher den Reichsunmittelbaren nach 1848 entzogenen Rechte involvirt eine Infraction der seitdem vollzogenen juridischen Reformen. Diese Rechte geben übrigens den Betheiligten nichts weniger, als eine wirkliche Gewalt, sondern größtentheils nur den leeren, aber kostspieligen Schein derselben. Sie dienen nur dazu, die Popularität und damit den politischen Einfluß der ehemals reichsunmittelbaren Familien herabzusetzen. In ihrem eigenen Interesse sollten dieselben also auf die Wiedererlangung inhaltsloser Rechte verzichten, die sie zum höchsten mit dem Glitter eines nichtigen Souveränitätschimmers einkleiden können.

Die Bedeutung des Protocolls der vier Mächte in der orientalischen Frage fängt an, immer klarer hervorzutreten. Ein augenscheinlich gut unterrichteter Correspondent der Independance Belge in Paris, der für den Frieden a tout prix und deshalb für die Politik der vier Cabinetes gestimmt ist, brachte Enthüllungen, welche diese Politik vertheidigen sollen, sie aber mit großer Naivetät blossstellen. Wir erfahren daraus, daß man nöthigenfalls durch Drohungen die Pforte zur Annahme der Vermittelungsvorschläge zwingen werde, und daß es vorzugsweise Frankreich und England sind, die es übernommen haben, bei der Pforte zu agiren, während der Schwerpunkt der diplomatischen Action bei dem Cabinet von St. Petersburg Oestreich und Preußen zugewiesen ist. Daß man daher gegen Rußland keine Drohungen anwenden wird, geht aus dieser Vertheilung der Rollen deutlich hervor. △ △

Frankfurt, 24. December. — Freundlicher und heiterer als seit langer Zeit ist die gegenwärtige Physiognomie unserer Stadt. Der elegante Aufputz der Verkaufsläden für Weihnachten, der weniger elegante als sorgsame Eifer der Verkäufer in den Buden des Weihnachtsmarktes, die sehr bemerkbare Belebung der Straßen und des Kleinhandels — alles trägt dazu bei, die Erinnerungen an die eben verfloffenen nebeldüstern Monate zu verwischen Selbst die Halsglocken der Fiakerpferde, welche seit einer Woche verkünden, daß die Schneeflocken auf den Dächern liegen geblieben sind, tragen zu einer bescheidenen Heiterkeit des Straßenlebens bei. Wenn man nur nach diesen äußeren Zeichen ginge, so könnte man wirklich daran zweifeln, daß die orientalischen Stürme auch über das Geschäftsleben am Main als ermattender und lähmender Samum wehen. Dennoch ist es noch immer so, trotz der diplomatischen Verheißungen unserer Quadrupel-einwirkung, trotz des Seefieges der Russen bei Sinope, sogar trotz der mysteriösen Münchener Conferenz, deren angebliche Bregenzener Intentionen das Dresdner Journal für

vollständige Phantasiestücke zu erklären die besondere Ermächtigung erhielt. Wenn nur die Menschen gläubiger werden wollten; dann würde sich alles bestens arrangiren. In ihrer Art hat darum die österreichische Correspondenz vollkommen Recht, wenn sie bei Beurtheilung der hierarchischen Wirren in Baden versichert, die Kräftigung unserer kranken Zeit liege darin, daß der Staat „die Kirche“ frei gewähren lasse. Es ist nur schade, daß sich bei jenem ganzen Kampfe nicht um die Kirche handelt, sondern um alles Maß überschreitende Anforderungen der Hierarchie, bei denen man wenig davon bemerkt, daß (Oest. Corr.) „ihr Streben ein reines und nur auf Erfüllung der großen und heiligen Aufgabe der Kirche gerichtet sei.“ Der Zweifel daran wird in der ungläubigen Menschheit vielmehr immer größer, je mannigfaltiger in der Presse die Stimmen erschallen, daß der ganze badische Kampf von außerkirchlichen und mit der Solidarität conservativer Interessen keineswegs verwandten Einwirkungen zu seiner jetzigen Höhe getrieben worden sei.

Indessen mag man den Streit darüber den wirklichen Tagesblättern überlassen. Stopfen unsere heutigen Preßzustände der Wahrheit auch eine Zeitlang den Mund, endlich findet sie dennoch die Möglichkeit des Ausdrucks. Vielleicht ist eben darum in den Blättern unserer Gegner gar so große Trauer über den „bedauerlichen Zwist in Baden“ ausgebrochen, seitdem die badische Regierung die Erörterung der Streitfrage ihrer Landespresse freigegeben hat. Denn wer näher steht, weiß auch, daß die Freigebung nur Symptom des mannhafsten Entschlusses ist, jene Einflüsse entschieden fernhalten zu wollen, welche mit sogenannten Vermittelungen die alte dictatorische Stellung wieder zu erringen hofften. Jene Politik, welche diesem Ziele in Südwestdeutschland zuarbeitet, scheint überhaupt im gegenwärtigen Augenblick nicht grade glücklich. Die mysteriöse Münchener Conferenz hat bittere Verstimmungen an den kleineren Höfen erzeugt, und es dürfte sich doch sehr fragen, ob mit beschwichtigenden Zuschriften und eiligen Ordensverleihungen überall das alte Zutrauen zu den Absonderungs-Coalitionen wiederherzustellen ist. Selbst im Thurn- und Taxischen Palaste der großen Eichenheimer Gasse mehren sich die Zeichen dafür, daß man keineswegs blos an „preussische Sonderbündlereien“ und dergleichen wohlfeile Schlagworte glaubt, sondern endlich einsieht, daß eine spezifische Mittelstaatenpolitik den Kleinstaaten gefährlicher als jede nationale Politik werden muß.

In den Zeitungen ist zu lesen, die hiesige diplomatische Welt glaube mehr als je daran, daß Herr v. Prokesch seinen Präsidentenstuhl nächstens verlassen werde, um über Petersburg in das Wiener Ministerium des Auswärtigen an Graf Buols Stelle einzuziehen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit würde in den hiesigen Gesellschaftskreisen hart entbehrt werden; jedenfalls war die Gemüthlichkeit des geistreichen Mannes nicht ohne diplomatische Beigabe, als sie die Intervention des Bundestags zu Gunsten der mit dem größten Recht klagenden Landesvertretung von Lippe befürwortete, während bekanntlich das preussische Botum zwar principiell die Rechtmäßigkeit der Klagen gegen das rettende Ministerium Fischer anerkannte, aber einen formellen Aufschub durch Instructionseinholung herbeiführte. Wir lesen in allen wohlconditionirten Blättern, Oestreich verachte das Recht des Constitutionalismus, Preußen gebe dem seit accompli der Willkür Zeit. Natürlich sind wir Armen schlecht, partiisch und womöglich wühlerisch gesinnt, die wir meinen, ein minder zufahrendes Verfahren des Bundestags entspreche doch so sehr seinen Traditionen, daß es nicht hübsch und nicht consequent wäre, wenn

das hohe Collegium auf einmal so eifrig vom alten Herkommen abwicke. Ferner aber meinen wir, ein minder energisches Verfahren könnte vielleicht auch das Zustandekommen einer präjudiciellen Praxis verhindern, welche dann später als formelle Analogie gebraucht werden würde, wenn es sich um weniger neutrale Fragen handelt, z. B. um Verfassungsconflicte in Hannover oder Sachsen, um die Klagen der ominösen Zwölf gegen die gegenwärtigen Frankfurter Staatszustände oder wenn etwa gar die bischöflichen Angelegenheiten vor den Bundestag gebracht würden. Freilich könnte man nachher *brevi manu* ebenfalls zu Gunsten der Klagesteller einschreiten — nur wäre höchst wahrscheinlich die Partei, für welche man handelt, keineswegs die populäre, wie es diesmal gewesen sein würde.

Allerdings ist es ein Unglück, daß es so mit uns und in Frankfurt steht. Aber ein noch größeres Unglück wäre es, wenn man deshalb gleichgiltig werden wollte gegen den Kampf, den ein kleines Volk so männlich für seine Verfassung gegen die Willkür eines sehr kleinen abenteuerlichen Hassenpflugs kämpft. Wenn es im Interesse Preußens und Deutschlands liegt, unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, daß der Bundestag nicht zu stürmisch und mit übermäßiger Energie vorgehe, so liegt demselben Preußen zugleich die Verpflichtung ob, auf jede andere Weise seinen Einfluß und seine Kraft zu Gunsten des Rechts und der Gesezlichkeit so stark arbeiten zu lassen, daß es durch eigene Kraft das Unrecht verhindert. Wir hoffen und erwarten, daß dies gegen Lippe der Fall sein wird.

Uebrigens hat jetzt der Bundestag die erste nationale That seit seiner Restauration vollendet, indem er das Wesentliche der verschiedenen bestehenden Tractate über gegenseitige Auslieferung gemeiner Verbrecher zum Bundesbeschlusse erhob. Weniger glücklich waren dagegen die bairischen Entwürfe zu einem Bundes-Vereinsgesez, welche nur dadurch vor einer eclatanten Verwerfung bewahrt werden konnten, daß der Bundespräsidialgesandte die Abstimmung darüber aussezte und nochmalige Instructionseinhohung herbeiführte. Schwerlich dürfte trotzdem das Vereinsgesez dem Schicksale des Preßgesezes entgehen, welches sich, wenn wir nicht irren, grade seit drei Jahren in immer neuen Häutungen präsentirt und trotzdem noch immer sehr wenig Hoffnungen auf endliche Annahme hat.

Unterdeffen kommt die Frankfurter Bank zu Stunde. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß ihre Statuten und Einrichtungen dem Publicum erst bekannt gemacht werden, wenn die Actienzeichnung vollzogen ist. Daß daran blos echte Frankfurter theilnehmen dürfen, versteht sich von selbst. Und da selbst diese schwerlich Lust haben, einer ganz unbekanntem Sache ihre Capitalien zu widmen, so wird die Bank fürsichtiglich in denselben Händen bleiben, welche jetzt schon die Börse beherrschen. Nur die Namen wechseln, die Verhältnisse bleiben unverändert. — Auch eine Zeitschrift für allerlei Speculationen soll mit Neujahr das Licht der Welt erblicken. Sie nennt sich „Der Actionär“, hat einen Hrn. Dr. Scheerer zum Redacteur und außerdem einen anonymen Verwaltungsrath, den manche Leute im Vorstande der Darmstädter Bank auffinden zu können meinen, deren intime Verwandtschaft mit der Pariser Caisse mobilière solenniter anerkannt ist. Das Programm des Blattes verspricht alles und noch einiges mehr. Vor allem verheißt es blos Praktisches, durchaus keine Theorie, zu deren Lectüre die Geschäftsleute keine Zeit haben. Wir unserntheils wünschen ihnen Zeit zur Lectüre der Praxis des Actionärs. — Im übrigen erfährt die hiesige Zeitungswelt mit dem neuen Jahr keine

wesentliche Veränderung. Und daß in den staatsmächtigen Kreisen unserer Republik die Zuversicht zur nahen Geburt des Bundespreßgesetzes nicht eben groß ist, beweist der Umstand, daß der gesetzgebende Körper den ihm vorliegenden Entwurf eines Frankfurter Preßgesetzes soeben einem Ausschuß zur Begutachtung übergeben hat. Ein Handelsgericht wartet dagegen in unserer Handelsstadt noch seiner Geburt; der Präsident des Schwurgerichts, sowie der Staatsanwalt sind seit etwa vier Jahren ernannt und besoldet, nur das Schwurgericht selber fehlt noch. Aber Schlag zwölf Uhr wird in der Sylvesternacht die Schildwache vom Hause des regierenden Bürgermeisters vor das Hausthor des neu erwählten abmarschiren, und am 1. Januar wird, wie alle Jahre, die großartige Neujahrsgratulation unsern Staat geldbittend durchziehen.

Pariser Brief. — Der Moniteur hat der Angst ein Ende gemacht und die Börse sieht sich steigend belohnt für ihr muthiges Aushalten. Die vier Großmächte, dieselben vier Großmächte, welche die bekannte Note von Wien geschrieben, haben in derselben Stadt ein Protocoll unterzeichnet, das alle Kriegsbesürchtungen zum Schweigen bringen soll. Was eigentlich durch diese sogenannte Allianz gewonnen sei, ist noch nicht zu ermesfen, denn das Wiener Protocoll bestätigt vor der Hand blos, daß Frankreich, England, Oestreich und Preußen den Frieden aufrechterhalten möchten. Das Protocoll erklärt ferner, daß die vier unterzeichneten Großmächte in keinem Falle eine Verminderung der Territorialverhältnisse im Oriente zugeben werden, selbst wenn der Krieg zwischen Rußland und der Türkei fortgesetzt würde. Das ist aber auch alles. Ob wir Aussicht haben, daß Rußland die Donaufürstenthümer räume oder ob die Türkei von dieser Bedingung ablasse — hierüber wird nun nichts gesagt. Die vier Großmächte können auch hierüber nichts bestimmen. Wenn also der Krieg in Asien und an der Donau seinen Fortgang nähme, so haben wir die Aussicht auf einen speziell orientalischen Kampf zwischen Rußland und der Türkei gewonnen. Diese Aussicht kann auch nur so lange währen, als keine der beiden kriegführenden Parteien unterschiedene Vortheile über die andere erfochten. Die force des choses, welcher der Moniteur sehr weise Erwähnung thut, ist darum noch nicht besiegt, und wir können daher nicht begreifen, wie man den Frieden schon als ausgemachte Sache betrachtet. Daß Rußlands Ehrgeiz unter einer solchen Vormundschaft eben so leiden muß, wie es die geringen Erfolge in Berlin geschmerzt haben, wird jedermann zugeben und wir sehen demnach nicht ein, was mehr vom Zar zu hoffen wäre als eine kurze Verzögerung, eine Vertagung, die ohnehin in seinen Interessen liegt. Man sagt uns wol, daß die Königin von England und auch der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen persönlich beim Kaiser von Rußland im Interesse des Friedens thätig gewesen, aber wir können doch nicht leicht zugeben, daß alles das genüge, den Zaren die Demüthigung, die ihm widerfährt, unterschreiben zu machen. In Petersburg glaubte man, Constantins byzantinisches Reich sei bereits geschaffen und man schickte sich sogar schon zur Bildung seines Hofstaates. Wie soll man also der Aristokratie und der Armee gegenüber ein so großes Flasco vertreten? Hätten die Großmächte sich früher zu einer so energischen und einigen Haltung ermannt, dann hätten wir an dem Eindrucke einer solchen Haltung nicht gezweifelt. Jetzt könnte es leicht geschehen, daß die force des choses des Moniteur das Wort ergreift, ohne erst um Erlaubniß dazu anzuhalten. So wie die Note der Wiener Conferenz die Kriegserklärung der Pforte hervorgerufen, konnte

das Wiener Protocoll auch den eigentlichen Krieg veranlassen und wir glauben daher mit dem *Moniteur*: qu'il n'y aurait de la presumption a considerer la question d'Orient comme terminée.

Ueber der Note im *Moniteur* und dem Jubel auf der Börse hat man das Manifest gegen die Fusion im Pays und Constitutionel übersehen. Herr Laguerrière hat im Auftrage der Regierung die Feder ergriffen, aber wir glauben nicht, daß er im Auftrage der Regierung oder des Kaisers so geschrieben oder gethan. Herr Arthur de la Guerronière geberdet sich nämlich mehr als Legitimist denn als Bonapartist, und wir erinnerten uns bei diesem Manifeste an sein Porträt des Prinzen Napoleon, das noch während der Republik erschienen war. Damals sollte der Mitredacteur Lamartines einen Oppositionsartikel gegen den Präsidenten schreiben und es ward ein Panegyricus daraus; jetzt sollte er gegen die Bourbons schreiben, und siehe, es ward eine Schutzrede der alten Monarchie daraus. Der Graf von Chambord wird gradezu als ein Held dargestellt, und nur die Orleanisten werden ein wenig hart mitgenommen. Im Ganzen genommen wird dieser Artikel der Fusion wenig schaden. Zu seinem Glücke hat der Director der Pays recht — die Fusion ist ein Privatgeschäft, sie hat auf das Land keinen Einfluß, aber er hat es nur nicht bewiesen. Freilich wenn er das hätte thun sollen, dann müßte er manches sagen, was man ihm noch weniger verzeihen würde, als seine süßen Reden, die er an die Legitimität richtet. Der Schluß dieses sonderbaren Artikels ist gradezu komisch. Herr de la Guerronière behauptet, daß die Monarchie, da sie nun einmal sterben mußte (die Fusion hat sie vollends getödtet), nicht mit mehr Würde ins Grab ihrer Väter gestiegen sei. Wenn ich ein Bonapartist wäre, würde ich den Leiter des ministeriellen Journals fragen: Aber liebe Mutter, was jehen dir die jrienen Beeme an?

Die orientalische Frage und die Hauffe auf der Börse haben mich nicht an Mauprat vergessen lassen.

Ich hatte gehofft, Mauprat von George Sand werde mich entschädigen für das Beh, das mir Diane de Lys angethan. Es schien mir nur billig, daß die geniale Schriftstellerin Rache für die Frevelthaten übe, welche die Ritter der dramatischen Elvaken, die Ordensmeister der Charpente jeden Tag gegen die Poesie sich zu Schulden kommen lassen. Es war eine Täuschung! George Sand ist unter die Modepropheten gegangen, sie hat dem Gößen, großes Publicum genannt, geopfert. Die sieben Saiten ihrer Leier sind zerrissen, und übelberathen von Freunden, die sich nicht zu ihr emporschwingen können, ist der Dichter George Sand herabgestiegen zu den Emotionslieferanten unserer Boulevardtheater. Sowie ich den Theaterzettel gelesen, überkam mich eine ängstliche Ahnung dessen, was sich später bei der Aufführung verwirklicht. George Sand begnügte sich nicht damit, die Macht der Liebe, die Gewalt eines außerordentlichen Weibes auf eine edle urkräftige Natur mit den ihr geläufigen Mitteln der geistigen Analyse und einer einfachen bewegenden Handlung zu schildern, sie wollte den Roman mit allen seinen schauerlichen und hochromantischen Perspective auf die Bühne bringen. Charlotte Birchpfeifer konnte nicht handwerksmäßiger diese dramatische Transcription zuwege gebracht haben.

Wer den Roman kennt, der kennt auch das Stück. George Sand hat sich angeblich gehütet, eine neue Erfindung hinzuzuthun. Es ist, als ob man eine der schlecht ausgeführten Illustrationen auf unsern vier Sou-Romanen sähe. Mit Ausnahme zweier

Akte von Werth, sind alle melodramatischer Natur, das Interesse hängt allein von der Situation ab. Die beiden Akte, in denen sich George Sand ein wenig an sich selbst erinnert, in denen der eigentliche Grundgedanke des Stücks, die Macht der Liebe eines edlen weiblichen Wesens auf eine ungebildete, rohe, aber edelmüthige Natur zur Geltung kommt, wird der Dichter langweilig, weil in beiden fast dieselben Scenen und ganz dieselben Gefühle, beinahe derselbe Dialog vorkommt. Im dritten Act ist Bernhard Mauprat roh und ungebildet, im vierten, wo er seinen Abscheu gegen die moderne Civilisation Edmeen bereits zum Opfer gebracht, ist er ein hochmüthiger Voltairianer, so zu sagen ein Geck. Statt aber diesen glücklichen Contrast auszubenten, hat George Sand diese beiden Akte so zu sagen nacheinander copirt und beide sind von trostloser Langweile. Der erste Act, die Scene in la Roche Mauprat, gemahnt an die Hugenotten. Der vorletzte, wo Jean le Tors dem halb-schlafenden Bernhard erscheint und vom Balcon aus (und nicht während der Jagd) auf Edmee schießt, konnte in was immer für einem Schauer- und Spektakelstücke an seinem Platz sein, und der letzte, wo Jean le Tors in seinem Blumenverstecke von Marcaffes aufgefunden wird, ist vollends ein Tableau aus irgend einem heroischen Ballette. Wie sehr der Dichter sich diesmal verirrt und womit George Sand dramatische Effecte hervorzubringen gehofft, mag der Umstand beweisen, daß auch Marcaffes Hund eine Rolle spielt. Der Hund kann sich sogar des allgemeinen Beifalls der Galerien rühmen und die Claque scheint er ebenfalls in nicht geringem Maße bestochen zu haben.

Ich hatte gedacht, George Sand werde das Drama dort aufnehmen, wo das neue Leben Bernhard Mauprats beginnt. Sie würde dadurch Gelegenheit und Raum gefunden haben, ihre Charaktere besser zu entwickeln und gewisse Contraste mit mehr Erfolg hervorheben zu können. Auch der ganze Act, wo Jean le Tors wieder erscheint, hätte wegbleiben und alles das hätte hinter der Scene geschehen müssen. Die Handlung hätte sich blos im intimen Kreise zwischen dem alten Ritter, Edmeen, Bernhard und La Merche drehen dürfen. Der Pfarrer, Pattence und Marcaffes hätten darum immer noch Spielraum genug behalten, ja sie hätten eine viel schönere, unser Interesse mehr in Anspruch nehmende Gestalt annehmen können. Allein so wie das Stück jetzt ist, entbehrt es aller Anziehungskraft — es fehlen ihm sogar, was sonst George Sandschen Arbeiten niemals fehlt, jene poetischen Ausschmückungen, in denen sie ein so großer Meister ist. Die Poesie ist zur Theaterphrase geworden — der dichterische Schwung zu Coulißenthos. Nur ganz selten leuchtet ein Gedankenblitz durch die matte Scenerie — wir werden nur selten daran erinnert, daß Frankreichs genialster Dichter zu uns spricht. Um ganz gerecht zu werden, müssen wir hervorheben, daß so schlecht gespielt wird, wie es von keiner deutschen Provinzialbühne zu ertragen wäre. Gut aufgeführt würde Mauprat wenigstens nicht langweilen, aber so wie er uns im Odeon entgegentritt, wissen wir gar nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Aus England. — Die Verfassung der City oder Altstadt in London, eine Reliquie aus alten Zeiten, die bisher hartnäckig jeder Reform widerstanden hat, so dringend notwendig dieselbe war, wird nun auch bald zu den Dingen gehören, die gewesen sind. Die Regierung hat das Recht, die Charter (Verfassungsurkunde) jeder Stadtgemeinde zurückzunehmen, wenn sie den Beweis führen kann, daß die Corporation

ihre Rechte mißbraucht hat. Die Entscheidung geht von dem Queens-Bench-Gericht aus, welches die angeklagte Gemeinde durch eine Vorladung, „Quo warranto“ (etwa: „Mit welchem Rechte ...“; die Klageformen werden in England nach dem Anfangsworte des Vorladungsbefehls benannt) vor sich fordert, der Gemeinde, wenn sie schuldig befunden wird, das Stadtrecht abspricht und es dem Parlamente überläßt, eine neue Charter auszustellen. An Grund zur Verurtheilung wird es bei London nicht fehlen, wie aus den in den Zeitungen abgedruckten Mittheilungen über die Verhandlungen der Commission, welche das Parlament zur Untersuchung dieser Frage niedergesetzt hat, hervorgeht. Die Verfassung der größten Stadt der civilisirten Welt entspricht längst nicht mehr dem Bedürfniß. Von dem ungeheuren Handelshemporium der Themse hat nur die City eine eigentliche städtische Verfassung; die übrigen Stadttheile haben jeder seine besondere vollkommen selbstständige Verwaltung durch Bestrymen. Von den mehr als zwei Millionen Einwohnern der Themsestadt kommen aber nur 128,000 auf die City, und sie gehören nicht zu der Elite der Londoner Einwohnerschaft. Die reichen Handelsherren, deren Paläste früher ihre Straßen schmückten und den Neid des höchsten Adels erregten, und die mit ihrem Reichthum und ihrem Ansehen den politischen Einfluß der City erhöhten, sind längst aus ihren rauchgeschwärzten Räumen entwichen, um in freundlichen Gegenden zu wohnen und haben nur noch ihre Comptoire in der City; da sie nicht mehr daselbst resident sind, sind sie auch nicht mehr Gemeindebürger, und die Verwaltung der City ist ganz in den Händen der meist aus Kleinbürgern bestehenden Gilden, welche viel weniger auf das öffentliche Wohl, als darauf bedacht sind, Mitglieder und Clienten mit fetten Sinecuren zu versorgen. In welchem hohem Grade dies der Fall ist, geht aus folgenden Zahlen hervor. Die Jahreseinnahme der City wird auf 400,000 Pfd. angegeben, davon werden nur in Gehalten 107,000 Pfd., oder 25 Proc., bezahlt, während die Stadt Manchester eine Einnahme von 485,000 Pfd. mit einer Ausgabe (für die Verwaltung) von 8,849 Pfd. hat. Die gesammten Ausgaben der Gemeindebehörde Londons übersteigen bei weitem die Ausgabe für die Gesamtregierung der Vereinigten Staaten, und die Ausgaben für die Verwaltung des Gemeindevermögens übersteigen die Summe, welche die Gemeinde von Miethzinsen, Zöllen und Mäklergebühren einnimmt! Die Verwunderung hört aber auf, sobald man die Liste der angestellten Beamten durchgeht. Neben den richterlichen Beamten, die nicht übermäßig hoch bezahlt sind, findet sich ein „Memembraneer“ mit 1765 Pfd. jährlich, dessen ursprüngliche Obliegenheiten niemand recht anzugeben versteht, der aber jetzt weiter nichts zu thun hat, als gelegentlich das Unterhaus zu besuchen und aufzupassen, ob etwas den Interessen der City Nachtheiliges zur Sprache kommt. Nicht geringes Geld wird darauf verwendet, dem öffentlichen Auftreten des Lordmayors den gehörigen Glanz zu verleihen. Der Scepterträger erhält 550 Pfd. jährlich, der Schwertträger dasselbe; der Obermarschall 500, der Untermarschall 300 Pfd., außerdem noch 70 Pfd. für Uniformen, 14 Pfd. für Stiefeln und 20 Pfd. für dreieckige Hüte. In Edinburg begnügt sich der Scepterträger mit 20 Pfd., und das Amt des Citymarschalls (Nuntius des Civilgerichts) würde ein tüchtiger Polizeifergeant für 75 Pfd. besser besorgen. Das interessanteste Amt bekleidet aber der Conservator des Monuments, einer häßlichen Säule, welche zum Andenken an die große Feuersbrunst 1666 in der City steht. Er ist entweder ein Mitglied des Gemeinderaths, oder der Bruder eines Mitgliedes des Gemeinderaths, und erhält aus der städtischen Kasse 250 Pfd. jährlich dafür, daß er zwei Aufseher anstellt, von denen

der eine an der Thür des Monuments jedem Besucher desselben einen Schilling abfordert, und der andere auf der Plattform Achtung gibt, daß sich kein Lebensüberdrüssiger herunterstürzt. Die Schillinge fließen auch in die Taschen des Conservators, der im Ausstellungsjahr auf diesem Wege noch 1337 Pfd. erhielt. Auch sonst sind die Väter der Stadt freigebig mit ihrem Gelde. 262 Pfd. kostete die Adresse, welche eine Deputation der City Anfang dieses Jahres Ludwig Napoleon überreichte, 162 Pfd. eine Dankadresse an Alderman Sidney, einige hundert Pfd. ein Besuch der Aldermen in Oxford, um daselbst einem Schmause beizuwohnen. Wenn die Väter der Stadt das städtische Vermögen schonen, verfahren sie auch auf eigene Weise. Das Lordmayoressen, für das 2000 Pfd. ausgesetzt sind, muß alljährlich stattfinden. Damit sich aber immer Leute finden, die es bezahlen, so trägt der Lordmayor die Hälfte, die andere Hälfte bezahlen die beiden Sheriffs, die bei einer Strafe von 5—600 Pfd. die Wahl zu diesem Amte annehmen müssen, kraft dessen sie ihren Antheil an dem Schmause zu bezahlen haben. Im schreienden Gegensatz zu der Freigebigkeit gegen Beamte stehen die kleinen Summen, die man zu Zwecken öffentlichen Nutzens verwendet, wie zu Bade- und Waschhäusern für die Unbemittelten, zur Beforgung von besserer Wohnung für Arme, zur Instandhaltung einer besseren Gesundheitspolizei, zur Reinhaltung des Themsebettes und zur Erhaltung ihrer Ufer, zur Entfernung der Kirchhöfe aus der Stadt u. s. w. Hier zeigt sich überall das hartnäckigste Beharren bei den ärgsten Mißbräuchen, wenn sie die Einnahmen der Stadt nur um einen Penny schmälern könnten. Die beabsichtigte Reform soll übrigens nicht, wie der radicale Correspondent eines vielgelesenen Berliner Blattes darstellt, indem er den Untergang der Citymunicipalbehörde schon im voraus als eine Wirkung bureaukratischer Centralisationswuth beklagt, zum Nachtheil kommunaler Freiheit vorgenommen werden, sondern man will nur sämtliche Theile Londons in eine große Gemeinde zusammenfassen, die alle Privilegien, welche jetzt die City allein genießt, behalten soll. Nur auf diese Weise lassen sich die ungeheuren Mißbräuche abstellen, die sich in der Verwaltung fast aller Stadttheile Londons eingeschlichen haben, und nur so sind die großen geistigen Kräfte, über die London gebietet, wieder für die städtische Verwaltung zu gewinnen, die jetzt meistens dem Kleinrämer und Spießbürger überlassen bleibt.

Die schon seit einigen Tagen verbreitete Nachricht von dem Wiedereintritt Lord Palmerstons in das Cabinet wird jetzt durch die Blätter bestätigt. Als Grund des Austritts wurde keine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der orientalischen Frage, sondern eine von den übrigen Ministern abweichende Ansicht über die von Lord J. Russell ausgearbeitete neue Reformbill angeführt. Das Ministerium hatte zur Vorberathung dieses Gesetzentwurfs aus seiner Mitte eine Commission von fünf Mitgliedern niedergesetzt, und Lord Palmerston grade deswegen einen Platz darin gegeben, weil seine der Wahlreform abgeneigten Ansichten wohl bekannt waren, denn der edle Lord, der auf dem Continent einer ganzen Classe von Politikern als der Ausbund eines Revolutionärs gilt, gehört ganz der Schule Cannings an, dessen Ansichten über Fragen innerer Politik sehr conservativ waren, und dessen liberale auswärtige Politik nur ein Act der Nothwehr gegen die absolutistische Tendenzpolitik der heiligen Allianz war. In dieser Commission erklärte Lord Palmerston rundweg, daß er jede Veränderung des Wahlgesezes für unthunlich und gefährlich halte, und der von Lord Russell ausgearbeiteten Bill seine Zustimmung nicht geben könne. Da seine Collegen ebenso fest von der unausweichlichen Nothwendigkeit einer neuen

Grenzboten. I. 1854.

Reformbill überzeugt waren, so blieb Lord Palmerston nichts übrig, als am 14. seine Entlassung einzureichen, die am 16. angenommen wurde. Es wäre zu wünschen, daß er jetzt baldthunlichst eine Gelegenheit ergriffe, zu erklären, daß die Haltung des Cabinets in der orientalischen Frage nicht Anlaß zu seinem Austritte gegeben, da schon der Schein eines Zwiespalts in dieser Hinsicht die Stellung des Cabinets dem Auslande gegenüber in der jetzigen wichtigen Krisis die englische Politik nur schwächen kann.

Die Adventszeit in Rom. — Schon im Anfange des December war der Winter in Rom vollständig eingezogen. Es reifte manchmal in der Nacht, ja der Reif blieb Stundenlang im Schatten liegen. Der Monte Velino und seine Nebenberge schauten an einem schönen Morgen mit weißen Gipfeln über das Sabinergebirg herüber, auch die Lioneffa ist beschneit; aber alle niedrigern Berge sind schneefrei, namentlich der Soracte, auf dem nur in harten Winteren Schnee fällt, wie im vorigen. Die Römer hüllen sich in ihre großen Mäntel, die sie vortrefflich um sich zu schlagen wissen; es hat sich ein Rest von dieser Kunst aus dem Alterthum erhalten, wo man den Gentleman an der Art erkannte, mit der er sein Gewand trug. Die Frauen haben kleine Henkeltöpfe mit Kohlen am Arme, die Mönche ziehn die Kapuzen ihrer Kutten über den Kopf. Die Fremden, besonders „ingresi“ rücken zahlreich ein, und das Giornale di Roma enthält täglich eine lange Liste von Angekommenen, deren Namen oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte und mit sehr willkürlichen Angaben der Herkunft versehen sind: wie ich z. B. aus eigener Erfahrung weiß, daß die Geographen des Postbüreaus Hamburg in die paesi bassi und Hanau nach Austria setzen. In den Museen, deren weite mit Marmor und Backsteinen gepflasterte Räume nach allen Seiten dem Zuge ausgesetzt sind, herrscht eine unheimliche Kälte. Die Custoden wärmen sich die Hände über Kohlenbecken, und englische Familien stehn, trotz Muffs und Plaids, zähneklappernd und mit bläulichen Nasen vor dem Apoll von Belvedere. Die Läden im Corso puzen ihre Schaufenster auf alle Weise heraus und beleuchten sie so glänzend als möglich. Zwar mit Gas noch nicht, denn dazu werden noch immer die Röhren gelegt, und erst am Weihnachtsabend, wenn der Papst aus dem Vatican nach St. Maria Maggiore fährt, um das Hochamt zu halten, soll, wie ich höre, dieser Weg in seiner ganzen Ausdehnung mit Gas erleuchtet sein. Die Anstrengungen der Verkäufer gelten natürlich weit mehr den zehn- bis zwanzigtausend Fremden, die man in jedem Winter in Rom rechnet, als den Römern. Diese begnügen sich größtentheils mit dem Anblick der ausgestellten Herrlichkeiten, die sie auf eine wahrhaft provinzielle Weise bestaunen. An Schaufenstern, vor denen jeder Pariser, ja selbst jeder Berliner Straßensjunge naserümpfend vorübergehen würde, stehn hier oft ganze Gruppen römischer Philister in andächtiger Betrachtung. Von jenen Damen aus Wachs, die an den Fenstern von Bugläden in feinsten Toilette mit rothiger Wange und lächelnden Mienen sich langsam herumdrehn, und die in Paris höchstens ganz grüne Fremde ihrer Betrachtung würdigen, besitzt Rom nur ein einziges Exemplar im Corso, welches ungetheilte Bewunderung erregt. Ich bin selten Abends an dieser Wachsfigur vorbeigegangen, ohne das Fenster mit Neugierigen besetzt zu finden, die ihre Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten.

Uebrigens hat der römische Winter mit dem deutschen gar keine Aehnlichkeit. Wol weht die Tramontana oft schneidend kalt, und der Scirocco treibt Wolken zu-

sammen, die den Himmel überziehen und sich in stunden- ja tagelangen Regengüssen entladen. Aber für die trüben und rauhen Tage entschädigen dann auch wieder heitere, und diese sind von einer im Norden nicht gekannten Klarheit und Pracht. Wenn die Sonne über dem Albanergebirg aufsteigend oder hinter dem Janiculus versinkend den Horizont mit Gold übergießt, in das grüne Streifen spielen, die über ihr schwebenden Wolken mit Purpur und die Gipfel der Berge mit reinem Violet färbt — das ist ein Schauspiel von magischer Wirkung, namentlich in der weiten Einsamkeit der Campagna; man glaubt sich dann aus der Wirklichkeit in die Traumwelt entrückt. Auch der Sternenhimmel strahlt hier in einem ungleich reinern und stärkern Glanz als jenseit der Berge. Was aber den Hauptunterschied des südlichen Winters von dem nördlichen ausmacht, ist, daß der Charakter der Vegetation sich hier nicht so wesentlich ändert. Ohne Zweifel ist richtig bemerkt worden, daß hauptsächlich hierauf auch der Unterschied in dem Naturgefühl der südlichen und nördlichen Völker begründet ist, insofern bei diesen, die die Schönheit der Natur einen großen Theil des Jahres ganz entbehren, die Sehnsucht vorherrscht, also eine sentimentale Empfindung; bei jenen das Behagen an einem sichern, ungestörten Besitze. Sie kennen nicht das Erstarren der Gewässer, das völlige Absterben der Vegetation, den Winterschlaf der ganzen Natur. Wol färben sich die Blätter der Laubbäume gelb und fallen später auch ganz ab, aber die immergrünen Bäume sind es, die der südlichen Landschaft eigentlich ihren Charakter geben. Wie in warmen Tagen breitet die Pinie ihre schöne Schirmkrone auf dem hohen schlanken Stamme aus, ragen die Cypressen gleich schwarzen Pyramiden, bieten die Massen der immergrünen Eichen ein undurchdringliches Schuttdach vor Regen, wölbt sich der Lorbeer mit seinem straffen glänzenden Laub zu hohen Schattengängen; jetzt färben die Beeren des weidenähnlichen Delbaums sich schwarz, und schimmern die Orangen golden aus dem dunkeln Grün. Diese mit Früchten bis zum Brechen der Nester belasteten Bäume, und die Rosen, die in der größten Fülle und Pracht den ganzen Winter hindurch blühen, sind der schönste Schmuck der Gärten, denen es übrigens auch an andern Blumen nicht fehlt. Die Wiesen der Campagna, die von der Sonnenhitze verbrannt waren, werden wieder grün; die Mauern sind mit Epheu überzogen, die Ruinen von Anthus überwuchert; und selbst die exotischen Gewächse wie Cactus, Aloen und Palmen, die hier nichts von dem unangenehmen Treibhausanstrich haben, gedeihen fröhlich weiter.

Die Adventszeit wird schon vor ihrem Beginn angekündigt, erstens durch große Herden von Truthühnern, die durch die Straßen getrieben werden und große Abnahme finden, sodann durch die Pifferari. Diese kommen aus der Umgegend nach Rom, und spielen vor den Madonnenbildern, deren eines sich fast in jeder Straße befindet: sie sind auf die Mauer gemalt, meistens mit einem Schuttdach versehen und mit Glas gedeckt, haben auch gewöhnlich eine Unterschrift, z. B. Viva Gesù, viva Maria! Die Pifferari sollen an die Hirten von Bethlehern erinnern, die das Kind und die Jungfrau anzubeten kamen. Die Bewohner der Häuser in der Nachbarschaft eines Madonnenbildes vereinigen sich, sie zu bezahlen, und dann kommen sie während der zwei Novenen in der Adventszeit täglich, um der Madonna mit ihrer Musik zu huldigen. Es sind oft schöne Menschen mit stark gebräunten Zügen und üppig schwarzem Haar, häufig Knaben, in dem malerischen und tausendmal gemalten Costüm der Campagnabewohner. Sie sind immer zu zweien, einer bläst auf dem Dudelsack eine eiförmige, aber angenehme Begleitung, zu der der andre auf einer kleinen Flöte von et-

was schrillendem Tone einzelne kurze Gänge macht, mit Pausen, in denen er auch wol Worte eines Gebetes singt. Aus einiger Entfernung hört sich diese Musik, die sich durch Tradition vermutlich aus alter Zeit forterbt und einen entschieden pastoralen Charakter hat, sehr gut an. Jetzt kann man nicht lange auf der Straße gehn, ohne sie von der einen oder der andern Seite erschallen zu hören.

Der erste Advents Sonntag wird in der Sixtinischen Capelle durch eine glänzende und interessante Feierlichkeit begangen. Der Zudrang von Fremden war schon ziemlich stark; Römer bemerkt man außer den Geistlichen fast gar nicht, eher Römerinnen. Die Schaulustigen, die sich eingefunden hatten, bildeten ein buntes Gemisch verschiedener Nationalitäten. Da steht neben dem flotten französischen Cavalieroffizier, den ein preussischer Lieutenant um den „Sitz“ seiner Pumphosen beneiden könnte, der englische Tourist mit höchst soignirtem Backenbart, der mit halbgeöffnetem Munde nach allen Seiten erstaunte Blicke wirft; der Berliner Domcandidat mit obligater weißer Binde, der mit unermesslicher Verachtung auf dies gögendienersische Treiben herabsieht, neben dem Propagandisten, der aus seinem kleinen Buch Gebete murmelt, der Diplomat in makelloser Toilette neben dem blondlockigen und härtigen Künstler im verschoffenen Frack. Der Frack ist für die Herren unerlässlich, sowie das schwarze Kleid und der schwarze Schleier für die Damen. Daneben nehmen sich die Uniformen der Schweizer sonderbar aus: der Schnitt ihrer Tracht und die Hellebarden würden ihnen das Aussehen mittelalterlicher Landsknechte geben, wenn sie nicht durch die Farben des Cantons Luzern: gelb, roth und dunkelblau, etwas Harlekinartiges bekämen; und dazu haben sie seit einiger Zeit noch die preussische Pickelhaube erhalten, vielleicht um dem Zeitgeist Rechnung zu tragen. Die päpstlichen Kämmerer sind dagegen geschmackvoll in schwarze, spanische Tracht gekleidet, den Degen an der Seite. Dazu denke man sich nun noch Geistliche von allen möglichen Orden, Kapuziner und Franziscaner mit brauner Kutte, Dominicaner in schwarz und weiß, Karmeliter in weiß, graubärtige Armenier, Abbaten mit seidnen Mäntelchen, Ministranten in violetten Messgewändern u. s. w. Allmählig treten die Cardinäle ein, in rother Kappe, weißem Hermelintragen und violettem Talar, dessen lange Schleppe ein jüngerer Geistlicher (der sogenannte caudatario) trägt. Jeder kniet bei seinem Eintreten in die eigentliche Capelle, die von dem Zuschauerraum durch eine Balustrade getrennt ist, gegen den Altar nieder und verrichtet ein kurzes Gebet; dann begrüßt er die bereits Anwesenden, die sich von ihren Sitzen erheben, meist ohne aus ihren Gebetbüchern aufzusehen. Nur der Kapuzinercardinal, der gegenwärtige Beichtvater des Papstes, ein ehrwürdig ausschauender alter Mann mit langem Barte, hat einen braunen Talar mit dunkeln Pelz besetzt. Die meiste Aufmerksamkeit erregt unter den Fremden Cardinal Wiseman, ein großer vierschrötiger Mann mit schon grauem Haar, rothem Gesicht und groben Zügen, eine silberne Brille auf der großen Nase, also von nichtsweniger als einnehmendem Außern, das sich aber beim Sprechen vortheilhaft belebt.

Bevor der Papst erscheint, besetzen 6 Nobelgardisten mit gezogenen Pallaschen den Eingang in die Capelle. Er tritt durch eine demselben entgegengesetzte Thür in der Hinterwand neben dem Altar ein, umgeben von sechs Geistlichen, die seine Schleppe tragen. Die Tiara wird ihm abgenommen, er kniet vor dem Altar nieder und mit ihm alle in der innern Capelle Anwesenden. Sodann nimmt er unter einem Baldachin rechts vom Altar Platz, und die Messe beginnt. Für den mit dem katholischen Ritus Unbekannten

bleibt sie fast ganz, und für viele Katholiken wenigstens theilweise unverständlich, desgleichen wegen zu weiter Entfernung die Predigt, von der uns einzelne Sätze in italienisch ausgesprochenem Latein herüberschallen. Die vielen Ceremonien nehmen sich wunderlich aus: dem Papst wird die Tiara abgenommen und wieder aufgesetzt, er wird mit den Enden seines Obergewandes zu- und wieder aufgedeckt, er steht auf, ein großes Messbuch wird ihm vorgehalten, aus dem er einige Worte recitirt, ein Cardinal schwenkt kniend vor ihm das Rauchfaß, dann wird es vor den Cardinälen geschwenkt u. s. w. Doch wenn irgendwo, so begreift man hier, wie wohl im katholischen Cultus alle Mittel benützt sind, um empfängliche Seelen in jenen ekstatischen Rausch zu versetzen, auf den seine ganze Einrichtung berechnet ist. Weihrauchwolken verbreiten ihren süßen betäubenden Duft und uralte Melodien, von dem unsichtbaren Chor der päpstlichen Sänger gesungen, füllen das Ohr. Es ist nicht die verständliche Sprache der Töne, die wir zu vernehmen gewohnt sind, die Empfindungen in uns weckt, deren wir uns deutlich bewußt zu werden vermögen; und doch zieht dieser Strom von Wohlklang die Seele mit sich fort, trennt sie von Zeit und Raum und wiegt sie in unennbare Gefühle, gleich dem Rauschen des Waldes oder dem Laut des Abendwindes auf dem Meer. Der umherschweifende Blick verliert sich in der Fülle der Bilder, mit denen der ganze Raum bedeckt ist. Die Wände sind von den zierlichen Gestalten jener heitern Welt erfüllt, die der lebensfrohe Realismus der florentinischen Meister vor Rafael erschuf: an der Decke thronen Michelangelos Sibyllen und Propheten, und von der hintern Wand über den Altar schleudert sein furchtbarer Weltrichter das Urtheil den Verdammten zu, die in wüste Knäuel geballt in den Abgrund stürzen. In dieser Umgebung, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, die höchsten Repräsentanten jener furchtbaren, so oft erschütterten und doch nie gebrochenen Macht in ihrem ganzen Pomp zu sehn — das Schauspiel kann auf niemand seinen Eindruck verfehlen, der nicht ganz ohne historischen Sinn ist.

Nach Beendigung der Messe trägt der Papst in großer Procession die Monstranz in die paolische Capelle, die von der siztinischen nur durch einen Corridor getrennt ist. Ein Sonnenschirm wird über ihn gehalten, bis er die Thür des Capellenraumes erreicht, dort empfängt ihn ein Baldachin; die Cardinäle folgen mit Wachskerzen. Die Sänger gehn von ihrem Balkon durch einen in der Dicke der Mauer angebrachten Corridor singend voraus, und wie der Zug fortschreitet erschallen ihre Gesänge ferner und ferner. Der Papst ging dicht an mir vorüber, er sah leidend und gedrückt aus. Die Monstranz macht nun die Runde durch etwa neunzig Kirchen von Rom, in jeder bleibt sie vierzig Stunden. Während dieser Zeit der quarant'ore ist die Capelle, in der sie steht, erleuchtet, und wird viel von Gläubigen besucht, denn es wird dafür ein nicht geringer Ablass gewährt. Aus der Paoline kommt die Monstranz zuerst nach dem Lateran, als der eigentlich bischöflichen Kirche von Rom, von da nach St. Peter, dann nach St. Maria Maggiore u. s. w. Die Peterskirche bietet dann am Abend einen höchst merkwürdigen Anblick. Die Monstranz von goldenen Sonnenstrahlen eingefasst steht auf dem Altar der Sacramentscapelle; wol hundert Kerzen auf Leuchtern von vergoldeter Bronze brennen dort und viele Andächtige liegen in stillem Gebet auf den Knien. Aber in die Kirche dringt dieser Lichtstrom nur sehr gebrochen, denn in der ganzen Breite der Capellenthür ist ein Vorhang vor die Mündung des Seitenschiffs in das Hauptschiff gezogen. Die Kirche ist nur von ein-

zelen auf dem Boden stehenden Kerzen beleuchtet, die einen bleichen Schein auf den Marmor werfen, und von achtzig ewigen Lampen, die vor dem Hauptaltar rings um den Eingang in die Confession brennen. Eine feierliche Stille herrscht umher, nur durch gedämpfte Schritte, geflüsterte Worte unterbrochen, und in dem Dämmerlicht, das durch die unermesslichen Räume verbreitet ist, erscheinen sie ganz neu. Das Halbdunkel läßt die architektonischen Mißverhältnisse des gigantischen Baues nicht hervortreten, und seine ungeheuren Dimensionen thun eine größere Wirkung als bei hellem Tage. Die zahllosen Geburten des Ungeschmacks, mit dem er erfüllt ist, deckt theils die Finsterniß zu, theils leist die Dämmerung den riesenhaften Marmorbildern einen unheimlichen Schein von Leben, und sie erscheinen als phantastische geisterhafte Gestalten, nicht ungeeignet, diese weiten Hallen zu bevölkern.

Musik. — Eine neue Sinfonie in Es-dur von Pott aus Oldenburg, die im 10. Concerte des Gewandhauses aufgeführt wurde, vermochte bei dem Publicum nur wenig Interesse zu erregen. Obwol die thematische Behandlung der Motive und die Instrumentation in derselben auf einen gewandten Musiker hindeuten, so vermochte sie wegen ihrer Gedankenleere doch nicht zu fesseln, zumal der geringe Inhalt durch allzu handwerkmäßige Weise zu einer übermäßigen Ausdehnung verarbeitet war. Doch meinen wir, man hätte dem sonst so verdienten Manne die erlittene Unbill ersparen sollen, da der die Sinfonie prüfende Dirigent schon im voraus bei dem Durchlesen der Partitur sich überzeugen mußte, daß das Werk zur Aufführung sich nicht eigne. —

Vor einiger Zeit machte Robert Schumann in der Neuen Zeitschrift für Musik auf ein junges, außerordentliches Talent aufmerksam, das er entdeckt habe. Der junge Künstler heiße Johannes Brahms und sei ein Schüler des wohlbekannten Maryson in Hamburg. Die enthusiastischen Lobeserhebungen Schumanns machten alle musikalischen Kreise aufmerksam; er stellte ihn über alle mitlebenden Künstler, sich selbst sogar neben ihn in den Schatten. Seit einiger Zeit nun lebt der junge Künstler unter uns in Leipzig, und in der zweiten musikalischen Unterhaltung des Gewandhauses führte ihn die Direction dem Publicum vor, indem sie ihn eine Sonate in C-dur und ein Scherzo in Es-moll seiner Composition selbst vortragen ließ. Die anfangs nur leise ausgesprochenen Zweifel über die Wahrhaftigkeit des Schumannschen Urtheils sollten dort ihre lauten Aeußerungen finden: Schumanns Lob war zu enthusiastisch und wird nur dazu dienen, dem jungen Manne den Eintritt in die künstlerische Welt zu erschweren. Ebenso werden auch die an ihm sich versündigen, welche mit leeren Schmeicheln ihm einen Werth und eine Bedeutung beilegen wollen, auf die er schon nach den Gesetzen der Natur keinen Anspruch machen durfte. Vielleicht fühlte Schumann sich zu dem jungen Manne so lebhaft hingezogen, weil er in ihm eine Reproduction seiner selbst erblickte. Dies wird um so wahrscheinlicher, weil er in demselben Blatte unter den Vorboten dieses glänzenden Talents nur Namen aufzählte, die sich seiner musikalischen Richtung entweder ganz oder doch theilweise angeschlossen. Der junge Künstler erfreut sich gewiß eines nicht gewöhnlichen Talents, aber es mangelt ihm vor allen Dingen noch die Reife des ausgebildeten Mannes, um selbstständig zu denken und frei zu empfinden. Auch beziehentlich der technischen Ausführung seiner Compositionen ist ihm noch zu wünschen, daß er manche Bogen Notenpapier vollschreiben und dann verbrennen möge. Eine echt romantische Unklarheit zieht sich durch alle von ihm vorgetragenen Sätze; nebenbei strebt

er auch den Clavieismus an und sonderbarer Weise ist es grade die Sonate Nr. 406 von Beethoven, von welcher er influirt ist und die sich in ihm auf eigenthümliche Weise mit der Melancholie Schumanns vermischt. Auch die Claviertechnik dieser Sonate liegt überall zum Grunde, gewiß nicht zum großen Vortheil, denn grade diese Sonate zeichnet sich nicht durch gute Instrumentation aus: die in ihr ausgesprochenen und ausgeführten Gedanken liegen schon über die Sphäre des Claviers hinaus. In dem ersten Satz der Sonate von Brahms befindet sich außerdem eine Eigenthümlichkeit, die Ueberführung des zweiten großen Motivs in die Molltonart, zuerst nach A-moll und dann nach C-moll. Es geschah dies gewiß mit Vorsatz, und wenn dies der Fall, so gibt dies dem Hörer einen neuen Beweis in die Hände, daß der Componist noch nicht in seinem Denken und Handeln fertig ist. Man braucht hier nicht bloß den Usus anzuziehen, daß in Mollstücken jedes zweite Motiv nach Dur übergeführt zu werden pflegt: der ästhetische Grund ist hier vielmehr zu berücksichtigen, daß jedes Stück längerer Form von seinem Ausgangspunkte an sich steigern und unsere Empfindungen lebhafter anregen muß, bis zu einem gewissen Gipfelpunkte hin, von welchem aus wieder das naturgemäße Rückschreiten erfolgt, sowie in dem Drama von der Exposition an die Verwicklung unsre Mitleidenschaft erregt und unsern Geist höher anspannt, bis dann auch hier wieder durch die Katastrophe unser Gemüth in den Zustand der Ruhe zurückgeführt wird. In dem Aufbau der musikalischen Sätze leitet uns ein gleicher Gedanke und seine Durchführung wird dadurch ermöglicht, daß wir den Satz von der Tonica aus nach der Dominante*) hinführen und von diesem Gipfel der Erregung wieder nach der Ruhe der Tonica zurückleiten. Bei Mollstücken läßt sich sowol die verwandte Durtonart als auch die Moll-dominante anwenden; letztere zur richtigen Zeit angewendet, gibt sogar eine der leidenschaftlichsten und bedeutungsvollsten Wirkungen. Das Gegentheil, die Führung von Dur nach Moll, widerspricht den Gesetzen der Aesthetik: es erfolgt eine Abspannung anstatt der geistigen Anregung. Das Andante der Sonate in C-moll gab anfangs ein kurzes Motiv, in kleinen abgerissenen Melodietheilen und dann dieses Motiv in Variationen, von denen einige sehr interessant und schön, andere nur halb fertig waren. Von dem Scherzo haben wir wenig klare Begriffe in uns aufnehmen können, wie auch nicht von dem später einzeln gespielten in Es-moll; wir sahen nur bei sonst gewöhnlicher Form und nicht hervorragenden Gedanken die grämliche Muse der neuesten Zeit die sich an dem Unschönen und Unklaren anklammert. Von dem letzten Satze haben wir später erfahren, daß er in $\frac{9}{8}$ Takt geschrieben sei: aus dem Vortrage des Spielers selbst war kein Rhythmus zu entnehmen.

Es schien uns nothwendig, den Eintritt des jungen Brahms in die musikalische Welt ein wenig sorgfältig zu beleuchten, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ihm noch viel zu thun übrig bleibt und daß es ein falscher Weg ist, sich durch irgend welchen Nepotismus heben zu lassen. Gott behüte ihn vor seinen Freunden! Eine enthusiasmirte Partei hatte sich auch diesen Abend als Claque constituirt, wenn auch vielleicht hier grade andere Hände thätig waren, als neulich in dem Concerte von Berlioz. Viele jugendliche, kräftige Hände haben an diesem Abende ihre Ausdauer versucht und mit großem Glücke, denn die überwiegende Anzahl der ernstesten Leute verhielt sich ruhig und

*) Beethoven und nach ihm andere mehr wendeten auch öfter die verwandten Terzen-Tonarten an.

schweigend. Wohin werden wir kommen? Die einen beten Wagner an, die zweiten Berlioz, die dritten — suchen einen Helden wie er auch sei.

Literatur. Album hundert ungarischer Dichter, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben durch Kertbeny, Dresden, Schäfer. — Schon seit einer Reihe von Jahren verwendet Herr Kertbeny eine ganz wunderbare Thätigkeit auf die Verbreitung der ungarischen Poesie in Deutschland, gewiß ein dankenswerthes Unternehmen für beide Völker; denn den Ungarn kann es nur angenehm sein, in den Mittelpunkt der europäischen Literatur eingeführt zu werden, und wir Deutschen gewinnen eine reiche Ausbeute für unsere poetische Phantasie. Nur zweierlei sollte Herr Kertbeny bedenken, einmal, daß bei solchen Uebersetzungen eine strenge Auswahl nöthig ist, und zweitens, daß die Uebersetzung lyrischer Poesie nur dann einen Sinn hat, wenn sie in der Form die höchste Treue und Vollendung erreicht. Die Massenhaftigkeit des Stoffs ist in solchen Dingen nur schädlich, denn das Bedeutende wird leicht durch das Unbedeutende überschüttet, und selbst solche Naturlaute, die in der Melodie der Muttersprache sich recht artig ausnehmen, sehen häufig bei der Uebersetzung, die doch unmöglich den Klang wiedergeben kann, gradezu lächerlich aus. Im allgemeinen wäre anzurathen, sich hauptsächlich auf die erzählenden Gedichte zu beschränken, denn bei diesen geht durch die Uebersetzung am wenigsten verloren, und wir finden auch in der vorliegenden Sammlung eine ganz hübsche Auswahl kleiner Sagen und Geschichten, deren naiver, gemüthlicher Ton noch durch die Unbehilflichkeit der gegenwärtigen Form durchdringt. Bei den eigentlich lyrischen Gedichten ist das nicht der Fall, und hier fällt allerdings die Schuld zum Theil auf Herrn Kertbeny. Er hat zwar mehrfach erklärt, er wisse sehr wohl, daß er kein eigentlicher Dichter sei, es käme ihm nur auf die Gesinnung an; aber diese Erklärung ist keine Rechtfertigung. Wenn er sich nicht selber zu der nothwendigen Reinheit der Form herausbilden kann, so sollte er sich mit einem deutschen Lyriker verbinden, ihm den Sinn, den Tonfall, die Stimmung der ungarischen Gedichte vollkommen vergegenwärtigen, die eigentliche Uebersetzung ihm überlassen und sich nur das Urtheil vorbehalten, ob die Stimmung richtig getroffen ist. An Dichtern, die ein solches Formtalent besitzen, fehlt es uns durchaus nicht, und dieser Weg, wenn auch etwas weiltläufig, dürfte doch der einzige sein, der zum Ziele führt. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Gilbert** in Leipzig.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XIII. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1853.

Fr. Ludw. Herbig.